

OSCAR WILDE

Der glückliche Prinz

OSCAR
WILDE

Der glückliche Prinz
und andere Märchen

Aus dem Englischen von
Rudolf Lothar und Frieda Uhl



Anaconda

Die hier ausgewählten Texte entstammen der Edition Oscar Wilde: Werke in zwei Bänden. Hrsg. und eingeleitet von Arnold Zweig. Berlin: Th. Knaur Nachf. o. J. [1930]. Orthografie und Interpunktion wurden den Regeln der neuen deutschen Rechtschreibung angepasst.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

© 2024 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR)

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: Adobe Stock / mirrima, warmworld,
わたぼこり; (Motive); Shutterstock / Roberto Castillo (Ornament)

Umschlaggestaltung: www.katjaholst.de

Satz und Layout: www.paque.de

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7306-1334-4

www.anacondaverlag.de

INHALT

Das Granatapfelhaus

übersetzt von Frieda Uhl

- 8 Der junge König
- 29 Der Geburtstag der Infantin
- 59 Der Fischer und seine Seele
- 113 Das Sternenkind

Der glückliche Prinz und andere Märchen

übersetzt von Rudolf Lothar

- 140 Der glückliche Prinz
- 155 Die Nachtigall und die Rose
- 165 Der selbstsüchtige Riese
- 172 Der treue Freund
- 190 Die besondere Rakete

Gedichte in Prosa

übersetzt von Rudolf Lothar

- 210 Der Künstler
- 211 Der Wohltäter
- 213 Der Schüler
- 214 Der Meister
- 215 Das Haus des Gerichts
- 218 Der Lehrer der Weisheit

DAS GRANATAPFELHAUS

DER JUNGE KÖNIG

Es war die Nacht vor dem festgesetzten Tage seiner Krönung, und der junge König weilte einsam in seinem schönen Gemach. Seine Höflinge hatten sich von ihm verabschiedet, dem zeremoniösen Gebrauch der Zeit gemäß die Häupter bis zur Erde neigend, und alle hatten dann die große Halle des Palastes aufgesucht, um daselbst noch einige letzte Unterweisungen vom Oberzeremonienmeister zu empfangen. Waren unter ihnen doch einige, die sich noch ganz natürlich bewegten! Und dass dies bei einem Höfling ein sehr schweres Vergehen ist, bedarf wohl keiner Worte.

Der Knabe – denn er war noch ein Knabe mit seinen sechzehn Jahren – war über ihr Fortgehen nicht betrübt, sondern hatte sich mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung auf die weichen, gestickten Kissen seines Lagers zurückgeworfen und ruhte da, flammenäugig und die Lippen halb geöffnet gleich einem braunen Waldesfaun oder einem jungen Tier der Wildnis, das die Jäger just gefangen haben.

Und Jäger waren es ja auch gewesen, die ihn gefunden hatten, rein durch Zufall auf ihn gestoßen waren, als er nacktfüßig, die Flöte in der Hand, hinter der Herde des armen Ziegenhirten herging, der ihn aufgezogen und für dessen Sohn er sich stets gehalten hatte. Doch er war des alten Königs einziger Tochter Kind, gezeugt in geheimem Ehebund mit einem Mann, der tief unter ihr im Range stand: Einem Fremden, sagten manche, der durch den wunderba-

ren Zauber seines Lautenspieles die Liebe der jungen Prinzessin gewonnen hatte – während andere von einem Künstler aus Rimini sprachen, dem die Prinzessin viel, vielleicht zu viel Ehre erwiesen hatte, und der plötzlich aus der Stadt verschwunden war, sein Werk im Dome unvollendet lassend. Er war, als er erst eine Woche alt gewesen, von der Seite seiner Mutter, da sie schlief, weggestohlen und in die Obhut eines gemeinen Bauern und seines Weibes gegeben worden, die ohne leibliche Kinder waren und in einem entlegenen Teil des Waldes lebten, mehr denn einen Tagesritt von der Stadt entfernt.

Gram oder, wie der Hofarzt feststellte, die Pest oder wie manche vermuteten, ein schnell wirkendes italienisches Gift, in einem Becher gewürzten Weines dargereicht, tötete noch in der Stunde des Erwachens das bleiche Mädchen, das ihn geboren hatte. Und als der treue Bote, der das Kind quer auf dem Sattelbügel trug, von seinem müden Rosse stieg und an die raue Tür der Hirtenhütte pochte, wurde der Prinzessin Leib in ein offenes Grab gesenkt, das man auf einem verlassenen Kirchhof außerhalb der Stadttore gegraben hatte – ein Grab, worin, so sagte man, schon ein anderer Leichnam ruhte, der eines jungen Mannes von wunderbarer, fremdartiger Schönheit, dessen Hände mit einem geknoteten Seile auf den Rücken gebunden waren und dessen Brust von vielen roten Wunden durchbohrt war.

So wenigstens lautete die Geschichte, die man im Volk einander flüsternd anvertraute. Sicher war es, dass der alte König, als er auf dem Sterbebett lag, sei's, dass ihn seine große Sünde reute oder auch nur,

weil er nicht wollte, dass das Königreich an einen falschen, der nicht seines Stammes war, nach dem Knaben gesandt und ihn in Gegenwart des Rates als seinen Erben anerkannt hatte.

Und es scheint, dass sich in jenem schon vom ersten Augenblicke seiner Anerkennung an die seltsame Leidenschaft für Schönheit offenbarte, die einen so großen Einfluss auf sein Leben ausüben sollte. Die ihn durch die Flucht der Gemächer geleiteten, die man zu seinem Gebrauch hergerichtet hatte, sprachen oft von dem Schrei der Lust, der über seine Lippen brach, als er die prunkvollen Gewänder und das kostbare Geschmeide sah, die für ihn bereit waren und von der fast wilden Freude, mit der er sein raues Lederwams und seinen groben Schafwollmantel von sich schleuderte. Manchmal freilich vermisste er die herrliche Freiheit seines Lebens im Walde und war stets geneigt, über das lästige Hofzeremoniell zu schelten, das einen so großen Teil jedes Tages in Anspruch nahm. Der herrliche Palast jedoch – Joyeuse nannte man ihn –, dessen Herr er nun war, schien ihm eine eigens zu seiner Wonne erschaffene neue Welt. Sobald er einer Ratsversammlung oder dem Audienzsaale entfliehen konnte, eilte er die breite Freitreppe mit ihren ehernen Löwen aus Gold und ihren Stufen aus hellem Porphyrt hinab und schritt von Raum zu Raum, von Gang zu Gang, wie einer, der in der Schönheit Linderung für Schmerz, Genesung aus Krankheit sucht.

Auf diesen Entdeckungsreisen, wie er sie nannte – und es waren für ihn tatsächlich Fahrten durch ein Wunderland – begleiteten ihn zuweilen die schlan-

ken, blondhaarigen Pagen des Hofes in ihren wehenden Mänteln mit lustig flatternden Bändern. Meist aber blieb er allein, denn sein lebhafter, sicherer Instinkt verriet ihm, einer Eingebung vergleichbar, dass die Geheimnisse der Kunst sich am besten im Geheimen offenbaren und dass die Schönheit, wie ja auch die Weisheit die liebt, die sie in Einsamkeit verehren.

Manch seltsame Geschichte über ihn ging zu jener Zeit von Mund zu Mund. Man erzählte, dass ein behäbiger Bürgermeister, der gekommen war, um eine blumige, kunstvolle Ansprache im Namen der Bürger seiner Stadt an ihn zu halten, ihn in wirklicher Anbetung auf den Knien vor einem großen Bild gefunden habe, das soeben aus Venedig angelangt war und neuer Götter Dienst zu künden schien. Bei anderer Gelegenheit hatte man ihn während vieler Stunden vermisst und ihn erst nach langem Suchen in einem kleinen Gemach in einem der nördlichen Türme des Schlosses entdeckt, wie er einem Verzückten gleich eine griechische Gemme anstarrte, in die die Gestalt des Adonis eingeschnitten war. Er war gesehen worden, so erzählte das Gerücht, wie er die heißen Lippen auf die Marmorstirn einer antiken Statue drückte, die man im Bett des Stromes beim Bau der steinernen Brücke ausgegraben hatte und die als Inschrift den Namen des bythinischen Sklaven Hadrians trug. Eine ganze Nacht hatte er damit verbracht, die Wirkung des Mondlichtes auf einem Silberbildnis des Endymion zu betrachten.

Sicher übte alles, was selten und kostbar war, großen Zauber auf ihn aus und in der Begierde, sich das

zu verschaffen, hatte er viele Kaufleute ausgesandt; einige, um mit dem rauen Fischervolk der Nordmeere um Bernstein zu feilschen; einige nach Ägypten, um jene grünen Wundertürkise zu suchen, die man nur in den Königsgräbern findet und die Zauberkräfte besitzen sollen; wieder andere nach Persien, um seidene Teppiche zu erstehen und bemaltes Tongeschirr; und manche nach Indien, um Schleiergewebe zu kaufen und getöntes Elfenbein, Mondsteine und Armgeschmeide aus Nephrit, Sandelholz und blaues Email und Tücher aus feiner Wolle.

Was ihn jedoch am meisten beschäftigt hatte, war das Gewand, das er zu seiner Krönung tragen wollte, der Mantel aus Gold gewebt, die Krone rubinbesetzt und das Zepter mit Reihen und Ringen aus Perlen. An dieses dachte er auch heute Abend, als er zurückgelehnt auf seinem reichen Lager ruhte und dem großen Tannenscheite zusah, wie es sich im offenen Feuer des Kamins selbst verzehrte. Die Zeichnungen für den Krönungsornat, von der Hand der berühmtesten zeitgenössischen Künstler entworfen, waren ihm vor schon vielen Monden vorgelegt worden, und er hatte Befehl erteilt, dass die Handwerker Tag und Nacht an ihrer Ausführung schaffen sollten und dass man die ganze Welt durchforsche nach Juwelen, die ihrer Arbeit würdig wären. Er sah sich im Geiste bereits in dem strahlenden Gewand vor dem Hochaltar des Domes stehen. Ein Lächeln spielte um seinen Knabenmund und ließ einen hellen Schimmer in seinen dunklen Waldaugen aufleuchten.

Nach einiger Zeit erhob er sich und blickte, gegen das geschnitzte Schutzdach des Kamins gelehnt, in

dem matt erleuchteten Gemach umher. Die Wände waren mit reichen Stickereien bekleidet, die den Triumph der Schönheit darstellten. Die eine Ecke füllte ein breiter Schrank, mit Achat und Lapislazuli eingelegt, und dem Fenster gegenüber stand ein anderer, eigentümlich gearbeiteter Schrank mit lackierten Holzfüllungen, goldbestäubt und goldgeschmückt, und darauf herrliche Becher aus venezianischem Glas und eine Schale aus dunkel-geädertem Onyx.

Blasse Mohnblüten waren in die Seidendecke des Bettes gestickt, als wären sie den müden Händen des Schlafes entfallen, und hohe Stäbe geschnitzten Elfenbeins hoben den samtenen Baldachin, auf dem gleich weißem Schaume große Büschel von Straußenfedern ragten, zu den bleichen Silberreliefs der Decke empor. Ein lachender Narziss aus grüner Bronze hielt einen geschliffenen Spiegel hoch über seinen Kopf. Auf dem Tisch stand eine flache Schüssel aus Amethyst.

Draußen konnte er die Riesenkuppel des Domes sehen, die wie eine dunkle Blase über die schattenverhüllten Häuser emporragte und die müden Schildwachen, die auf der nebeligen Terrasse am Strome auf und nieder schritten. Fern, in einem Obstgarten, schlug eine Nachtigall. Zarter Jasmingeruch drang durch das offene Fenster. Er strich sich die braunen Locken aus der Stirn. Dann griff er zur Laute und ließ die Finger über die Saiten gleiten. Seine schweren Lider senkten sich, und eine seltsame Müdigkeit kam über ihn. Nie zuvor hatte er so stark, so voll tiefer Freude den Zauber und das Geheimnis schöner Dinge empfunden.

Als die Mitternacht vom Turme schlug, ergriff er eine Glocke. Seine Pagen traten ein und entkleideten ihn mit vieler Förmlichkeit, gossen Rosenwasser über seine Hände und streuten Blumen auf sein Kissen. Wenige Augenblicke darauf hatten sie das Gemach verlassen, und er schlief ein.

Und wie er so schlief, träumte er einen Traum. Und dies war sein Traum:

Es war ihm, als stünde er in einem langen, niedrigen Dachzimmer inmitten surrender, klappernder Webstühle. Das kümmerliche Tageslicht blickte durch die vergitterten Fenster und ließ ihn die hageren Gestalten der Weber sehen, die sich über ihre Rahmen beugten. Blasse, kränklich aussehende Kinder kauerten auf den großen Querbalken. Wenn die Webschiffchen durch den Einschlag schossen, hoben sie das schwere Richtscheit auf; und setzten die Schiffchen aus, so ließen sie das Richtscheit fallen und pressten die Fäden aneinander. Ihre Gesichter waren vom Hunger schmal und ihre dünnen Arme und Hände zitterten. An einem Tisch saßen abgemagerte Weiber und nähten. Ein furchtbarer Geruch erfüllte den Raum. Die Luft war schwer und drückend, und von den Wänden tropfte und rann es feucht.

Der junge König trat zu einem der Weber, stellte sich neben ihn und sah ihm zu.

Und der Weber blickte ihn zornig an und sprach: »Warum siehst du mir so zu? Bist du ein Aufseher, den unser Herr über uns gesetzt hat?«

»Wer ist dein Herr?«, fragte der junge König.

»Unser Herr?«, rief der Weber bitter. »Er ist ein Mensch wie ich. Wahrlich, ein kleiner Unterschied nur ist zwischen ihm und mir: Er trägt schöne Kleider, während ich in Lumpen gehe und dass er, während ich schwach bin vor Hunger, höchstens einmal Schmerzen hat, wenn er sich überfrisst!«

»Das Land ist frei«, sprach der junge König. »Und du bist keines Menschen Sklave.«

»Im Kriege«, erwiderte der Weber, »macht sich der Starke den Schwachen und im Frieden macht der Reiche den Armen zum Sklaven! Wir müssen arbeiten, um zu leben – sie aber geben uns so kärglichen Lohn, dass wir sterben. Wir quälen uns für sie den lieben, langen Tag – sie aber häufen Gold in ihren Truhen. Unsere Kinder welken vor der Zeit dahin, und die Gesichter derer, die wir lieben, werden hart und böse. Wir keltern die Trauben, und andere trinken den Wein. Wir säen das Korn, aber unser Tisch ist leer. Wir tragen Ketten, wenn auch kein Auge sie sieht und sind Sklaven, wenngleich man uns Freie heißt.«

»Ist es bei allen so?«, fragte jener.

»Bei allen«, erwiderte der Weber. »Bei den Jungen und bei den Alten, bei den Frauen und bei den Männern, bei den kleinen Kindern wie bei jenen, die vom Alter gebeugt sind. Die Kaufleute pressen uns aus, und wir müssen handeln nach ihrem Gebot. Der Priester geht vorüber und betet seinen Rosenkranz – mit uns aber hat keiner Mitleid. Durch unsere sonnenlosen Gassen schleicht sich die Armut mit hungrigen Augen, und die Sünde mit gedunsenem Gesicht folgt hinter ihr. Fröhlich weckt uns das

Elend und nachts sitzt die Schande an unserem Bett. Doch was soll dir das alles?! Du bist keiner von den Unsern – du siehst zu glücklich aus!« Finster blickend wandte er sich ab und warf das Schiffchen durch den Webstuhl, und der junge König sah, dass ein Goldfaden eingefädelt war.

Und ihn befahl tiefes Entsetzen, und er sprach zum Weber: »Was für ein Gewand webest du da?«

»Das Krönungsgewand des jungen Königs«, erwiderte jener. »Doch was soll das dir?«

Und der junge König stieß einen lauten Schrei aus und erwachte, und siehe! Er war in seinem Gemach, und durch das Fenster sah er den großen Mond honigfarben in der dämmerigen Luft hangen.

Und wieder schlief er ein und träumte, und dies war sein Traum:

Ihm war, als läge er auf dem Deck einer großen Galeere, die von hundert Sklaven gerudert wurde. Auf einem Teppich, ihm zur Seite, saß der Herr der Galeere. Er war schwarz wie Ebenholz, und sein Turban war aus roter Seide. Große Silberringe zogen seine dicken Ohrklappen nieder, und in den Händen hielt er zwei elfenbeinerne Waagschalen.

Die Sklaven waren nackt bis auf einen zerlumpte Lendenschurz, und jeder Mann war an seinen Nachbar gekettet. Heiße Sonnenglut brannte auf sie herab, und Neger liefen den Quergang auf und nieder und strieten sie mit Peitschenhieben. Sie streckten die mageren Arme und zogen die schweren Ruder durch das Wasser. Salziger Gischt rann schäumend von den Riemenblättern.

Endlich erreichten sie eine kleine Bucht und fingen an zu loten. Ein leichter Wind wehte von der Küste und hüllte das Deck und das große lateinische Segel in eine Wolke feinen, roten Staubes. Drei Araber kamen auf wilden Mauleseln angeritten und schleuderten Speere nach ihnen. Der Besitzer der Galeere ergriff einen bunten Bogen und schoss einen von ihnen durch die Kehle. Schwer stürzte der vornüber in die Brandung, und seine Gefährten sprengten davon. Ein in einen gelben Schleier gehülltes Weib folgte langsam auf einem Kamel und blickte von Zeit zu Zeit nach dem Leichnam zurück.

Sobald sie Anker geworfen und das Segel eingezogen hatten, stiegen die Neger in den Kielraum hinab und holten eine lange Strickleiter herauf, die mit großen Bleigewichten beschwert war. Der Besitzer der Galeere warf sie über Bord und befestigte das Ende an zwei eisernen Haken. Dann ergriffen die Neger den jüngsten der Sklaven. Sie schlugen seine Fesseln entzwei, verstopften ihm die Nasenlöcher und Ohren mit Wachs und banden einen großen Stein um seine Hüften. Müde kroch er die Leiter hinab und verschwand im Meere. Einige Luftblasen stiegen da, wo er versunken, auf. Etliche der anderen Sklaven spähten neugierig über Bord. Vorne, am Bug der Galeere, saß ein Haifischbeschwörer und rührte eintönig die Trommel.

Nach einiger Zeit tauchte der Sklave aus dem Wasser auf und klammerte sich keuchend an die Leiter; seine Rechte hielt eine Perle. Die Neger entrissen sie ihm und stießen ihn ins Meer zurück. Die Sklaven schliefen über ihren Rudern ein.

Wieder und wieder tauchte er auf, und jedes Mal brachte er eine schöne Perle mit empor. Der Besitzer der Galeere wog sie und steckte sie in einen kleinen grünen Ledersack.

Der junge König versuchte zu sprechen, aber die Zunge schien ihm am Gaumen zu kleben und seine Lippen versagten den Dienst. Die Neger schwatzten miteinander und fingen an, sich um eine Schnur schimmernder Perlen zu streiten. Zwei Kraniche umkreisten unablässig das Schiff.

Ein letztes Mal kam der Taucher herauf, und die Perle, die er brachte, war schöner als alle Perlen des Ormuz, denn sie war an Form dem Vollmond gleich und weißer als der Morgenstern. Aber sein Gesicht war sonderbar bleich und als er auf dem Deck niedersank, quoll ihm das Blut aus Nase und Ohren. Ein kurzes Zittern – dann lag er still. Die Neger zuckten die Achseln und warfen den Körper über Bord.

Und der Besitzer der Galeere lachte, streckte die Hand nach der Perle aus und da er sie sah, drückte er sie an seine Stirn und neigte sich tief. »Sie soll«, sprach er, »für das Zepter des jungen Königs sein«, und er gab den Negern ein Zeichen, die Anker zu lichten.

Und da der junge König dies vernahm, stieß er einen lauten Schrei aus und erwachte, und durch das Fenster sah er die langen, grauen Finger der Dämmerung nach den verblassenden Sternen greifen.

Und wieder schlief er ein und träumte, und dies war sein Traum:

Ihm war, als wanderte er durch einen düsteren Wald, worin seltsame Früchte wuchsen und schöne,

giftige Blumen. Nattern züngelten nach ihm, da er vorüberging, und schillernde Papageien flogen kreischend von Zweig zu Zweig. Riesige Schildkröten lagen schlafend im heißen Schlamm, und die Bäume waren voll von Affen und Pfauen.

Weiter und weiter ging er, bis er den Waldessaum erreichte. Dort ward er einer ungeheuren Menschenmenge gewahr, die im Bette eines ausgetrockneten Stromes sich abmühte. Wie Ameisen schwärmten sie um die Felsblöcke. Sie gruben tiefe Gruben in den Boden und stiegen in sie hinab. Einige von ihnen spalteten die Felsen mit großen Äxten, andere wühlten im Sande. Sie rissen den Kaktus mit der Wurzel aus und zertraten die scharlachroten Blüten. Sie eilten hin und her, schrien sich zu, und kein einziger ging müßig.

Aus dem Dunkel einer Höhle blickten Tod und Habsucht auf sie, und der Tod sprach: »Ich bin müde. Gib mir ein Drittel von ihnen, so will ich meines Weges ziehen.«

Die Habsucht aber schüttelte das Haupt. »Es sind meine Knechte«, entgegnete sie. Und der Tod sprach zu ihr: »Was hältst du da in deiner Hand?«

»Drei Getreidekörner habe ich«, entgegnete sie. »Was sollen sie dir?«

»Gib mir eines davon!«, rief der Tod. »Ich will es in meinen Garten pflanzen. Nur eines davon, so will ich meines Weges gehen.«

»Gar nichts will ich dir geben«, sprach die Habsucht und verbarg die Hand in den Falten ihres Gewandes.

Und der Tod lachte und nahm eine Schale, tauchte sie in einen Wassertümpel, und der Schale entstieg